

(Nachdruck verboten.)

XIX.

40]

Die Kanarre.

Roman von Fritz Mauthner.

Jetzt mußte Achim seinen Gegner Richard Mettmann zurückschalten, daß er sich nicht auf Gaffner stürzte.

Gaffner, der an allen Gliedern schlotterte und ab und zu ungeschickte Bewegungen machte, sah ängstlich von einem zum andern.

„Habe ich die Wahrheit gesagt?“ fragte Achim.

Gaffner sah die beiden Männer vor sich stehen und wirkte in Todesangst an einer Erklärung; endlich kam ein tonloses „Ja!“ hervor.

„Lieber Herr Mettmann,“ fuhr Achim fort, „führen Sie doch den Mann an den Tisch und lassen Sie ihn schreiben: Ich war Zeuge, wie Düsselhof ohne Wissen des Fräuleins Johanna von Habenow-Trienitz deren Bild malte, und habe dazu geschwiegen. Ich bin ein Schurke, der Prügel verdient. Das soll er unterschreiben, ferner eine Quittung über das Geld, das dort auf dem Tische liegt.“

Gaffner zögerte ein Weilchen, als er aber den Ernst der beiden jungen Männer sah, beeilte er sich, ihren Willen zu thun. Achim ging unterdessen aufgeregt auf und nieder. Als Gaffner sich zierte, das Geld einzustecken, trat der Lieutenant plötzlich mit einem wilden Borne auf ihn zu; da raffte Gaffner die Danknoten zusammen.

„Herr Mettmann,“ rief Achim, „sagen Sie selbst, kann man sich mit so einem Lumpentext schlagen?“

Richard wies mit bitterem Lächeln nach der Thür, Gaffner war soeben verschwunden.

„Herr Mettmann,“ rief Achim, „wollen Sie noch etwas von mir wissen, wenn ich Ihnen gestehe, daß ich diesen Menschen nie für etwas Ordentliches gehalten habe und ihm dennoch meine Schwester geben wollte? Bin ich dann in Ihren Augen nicht auch so einer, mit dem man sich nicht schlägt?“

Richard streckte dem Aufgeregten die Hand entgegen.

„Richard!“ rief der Lieutenant mit bebender Stimme. „Ich fühle meine Ehre wieder hergestellt; willst Du Dich jetzt mit mir schlagen?“

Und weit breitete er seine Arme aus.

Als sie wieder von einander ließen, war Richard so aufgeregt, daß er nicht gleich wußte, warum Achim so zuversichtlich lächelte.

„Ich bin heute der Vertrauensmann zweier unglücklich Liebenden geworden,“ sagte der Lieutenant; „ich weiß jetzt alles besser, als jeder von beiden. Richard, liebst Du meine Schwester noch immer?“

„Ich liebe sie und bin frei, aber sie kann mir nicht verzeihen!“

„Das wollen wir sehen; warte ein Weilchen!“

Und Achim tappte sich wieder in das Schlafzimmer zurück, wo Johanna die verängstigte Mutter zu beruhigen suchte.

„Kleine Schwester,“ sagte er, „Du weißt, heute Abend sollte Verlobung gefeiert werden, es ist doch alles in Küche und Keller vorbereitet? Der Bräutigam ist da, und ich befehle Dir als Dein großer Bruder, ihm entgegen zu gehen!“

Die Mutter verstand ihn nicht, Johanna aber faßte sich mit beiden Händen an den Schläfen und rief: „Richard!“

„Er glaubt nicht, daß Du ihm verzeihen kannst,“ sagte Achim; aber schon war Johanna hinausgeeilt, wie Richard ihr aus der hellen Stube in den öden, finstern Raum des Salons entgegenschritt.

Achim schloß die Thür des Schlafzimmers ab und setzte sich neben die Mutter auf den Bettrand nieder.

„Ich bitte Dich,“ sagte er zärtlich wie zu einem Kinde, „den Bräutigam Deiner Tochter, Herrn Richard Mettmann, freundlich willkommen zu heißen; er wird sie glücklich machen und alles wird gut werden.“

„Das also ist das Ende?“ schluchzte die verwitwete Kriegsärztin mit gerungenen Händen. „Ein bürgerlicher Schwiegerjohn!“

„Daß nur, liebe Mutter,“ sagte Achim, „er ist Reserve-Offizier!“

Es war nach Mitternacht, als die beiden Schwäger Arm in Arm das Haus in der Abendlebenstraße verließen und unter herzlichen Gesprächen dem Tiergarten zuschritten; Richard wollte volle Klarheit schaffen und seinem Vater Rede stehen.

Die beiden jungen Leute hatten ihre helle Freude an einander.

Als sie Arm in Arm die immer noch belebte Potsdamerstraße hinunterschritten, wurden sie doch einmal gezwungen, aufzublicken und ein kleines Nachtbild wahrzunehmen. Ein unbestimmbares kleines weibliches Wesen in einem langen, nachlässig geknöpften Regenmantel war eben an ihnen vorbeigestürzt; es mußte durch seinen großen Membrandtut und durch seine mächtig ausschreitenden Schritte auffallen. Dicht an den Fersen des eiligen Weibchens hielt sich ein Bummler, der die Verfolgte zu überholen suchte. Da, beim Scheine der nächsten Gaslaterne, drehte sich das Frauenzimmer scharf um, wies dem Manne ihr lachendes altes Gesicht, um welches unordentliche graue Haare flogen, und rief mit tiefer Stimme: „So sehe ich aus, und nun gute Nacht, Sie Dummkopff!“

Der Bummler entfloh, aber schon war Richard an ihrer Seite.

„Fräulein Betty, nicht wahr?“ rief er. „Was bestehen Sie für Abenteuer!“

Auch die Malerin erkannte ihn sofort wieder; sie war in bester Stimmung und nahm mit einem verschämten Anitz seinen Arm an. Achim hatte verduht daneben gestanden, war aber ritterlich an ihrer andern Seite, als Richard kurz und bündig die Vorstellung ausführte:

„Johannas Bruder — Johannas Freundin!“

Fräulein Betty kam zu so später Stunde von der franken Frau Bode; sie sollte erzählen, wie es dort ging.

„Sehen Sie dort oben den Vollmond an, wie er den Mund breit zieht vor Vergnügen. Es ist gut.“

Und die kleine Malerin, welche ganz unten an Richards Arm hing und wie ein kluger guter Zwerg zwischen den beiden stattlichen Männern einherstampfte, blinzelte zu Richard hinauf und schielte nach Achim und bemerkte, daß die beiden einander duzten, und hatte nicht übel Lust, mit ihrer gräulichen Stimme den Dessauer Marsch anzustimmen; sie hatte es noch nie vor Menschenohren getan, aber wenn es einmal notwendig werden sollte, dann fürchtete sie sich vor keinem Schutzmann und vor keinem Nachtwächter, und jetzt lag etwas in der Luft wie der Dessauer Marsch, und nach dem unhörbaren Takt des Lieds marschierte sie tapfer weiter, daß die beiden Herren unwillkürlich Schritt halten mußten.

An der Potsdamer Brücke sagte sie: „Gute Nacht!“ Die Herren sollten den Kanal entlang gehen und sie getroßt nach dem Berliner Norden ziehen lassen. Es entspann sich ein höflicher Wettkampf zwischen ihr und dem Lieutenant, der sie durchaus nicht allein gehen lassen wollte. Sie blieb Siegerin, dann zögerte sie wieder und fragte mit dem innigsten Brummbaß:

„Nicht wahr, Sie sagen es mir? Ist alles in Ordnung?“

Achim legte die Hand an den Helm und sagte im Ton einer dienstlichen Meldung:

„Herr Richard Mettmann und Fräulein Johanna von Habenow-Trienitz empfehlen sich Ihnen als Verlobte!“

Fräulein Betty rief:

„Da hat sich der Mond die Ohren abgebissen!“

Dann riß sie ohne jeden Anlaß den großen Membrandtut vom Kopfe und steckte eilig einen grauen Zopf fest.

Während sie ernsthaft den Hut wieder aufsetzte, rief sie etwas heiser:

„Jungens, Jungens, seid froh, daß ich so klein bin, ich hätte sonst jeden von Euch unversehens abgeknüpft! Wande! Aber jetzt dürft Ihr mich noch ein paar Schritte begleiten, ich muß! Die Leute sollen glauben, es ist einer von Euch, der so singt.“

Und sie hing sich Richard in den rechten und dem Lieutenant in den linken Arm und stimmte, nicht mit voller Kraft, aber aus voller Ueberzeugung an: „So leben wir, so leben wir alle Tage.“

Die Vorübergehenden drehen sich lachend nach dem seltsamen Aleeblatt um, und der Lieutenant atmete auf, als die verrückte Malerin ihre Beschützer plötzlich losließ und ohne Gruß hinwegstürzte.

Richards' freudige Nührung verslog bald wieder, er ging schweren Herzens der Unterredung mit seinem Vater entgegen, und auch Achims wiederholte Versicherung, Fräulein Betty sei das küßenswerteste Weib der Erde, vermochte ihn nicht mehr zu erheitern. Schweigend gelangten sie vor den Eingang der Gartenwirtschaft, die jetzt verlassen dalag. Aber das neue Theatergebäude strahlte in märchenhaftem Richtererglanz; aus den großen Fenstern stieß wie in endlosen Strömen die Fülle des violetten elektrischen Lichts, rechts und links von der Einfahrt flammten rote Pechbrände zum Himmel und dazwischen flackerte in einer Inschrift von kleinen Gasflammen: „Die „Fanfane“. Und draußen kämpften alle die Feuer mit dem ruhigen Mondlicht, als wollten sie wetten, wer von ihnen am prächtigsten leuchten könnte.

(Schluß folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Berliner Schulmuseen.

Das Stiefkind der öffentlichen Meinung ist doch die Pädagogik. Das Lamento darüber sei heute auf ihr Bibliothekswesen beschränkt. Die berühmten großen Staatsbibliotheken lassen ihre Besucher kaum mit einem Fach so sehr im Stich wie mit dem pädagogischen (wozu der Mangel einer ordentlichen Vertretung der Pädagogik an den Universitäten wohl das meiste beiträgt). Insbesondere die mehr praktische Litteratur der Pädagogik, die eigentlichen Schul-Lehrbücher, sucht man dort meist vergebens. Oder wo soll man sie suchen? Daß man sie nirgends beisammen findet und schließlich die Einzelbibliotheken aller Schulen durchwandern müßte, das ist doch ein allzu großes Zurückbleiben hinter der Forderung, mit der sonst auf andern Gebieten der gegenwärtige Stand aller Kultur reproduzierend und sammelnd dargestellt wird. Leicht dürfte es gerade nicht sein, den Litteraturstuten der Pädagogik nachzufolgen; allein wenn in einer Bibliothek, wie mir ein Fachmann berichtete, der jährliche Zuwachs auf einem der — nun, sagen wir: wenigst begehrten Litteraturgebiete, auf dem der Doktor-dissertationen der deutschen Universitäten, allein eine Bänderei in der Ausdehnung von 18 Metern beträgt, so wäre vielleicht doch für Pädagogisches ein jährlicher Mehrzuwachs selbst von 81 Metern noch zu ertragen.

Nachdem ich über diese Dinge auf der „Königlichen Bibliothek“ mehrmals kopfschüttelnd nachgedacht, war es mir interessant, auszulandschaften, was in Berlin von Seiten des Schulwesens selber gethan wird, um der Unpädagogik im Bibliothekswesen und der Bibliotheklosigkeit in der Pädagogik abzuhelfen. Zwar die mehreren Duzend Gymnasien und dergleichen und die mehreren Hundert Elementarschulen und dergleichen hier in Berlin und Vororten auf ihre Hausbibliotheken hin zu durchsuchen, diese Kraftverschwendung hätte doch zu keiner allgemein interessierenden Kenntnis von einem Ersatz jener Mängel geführt. Und die große „pädagogische Centralbibliothek“ der Comeniusgesellschaft lagert nicht in Berlin, sondern in Leipzig; ich gedente des stüchtigen Besuchs in ihr, des Anblicks ihres etwa halben Hunderttausends von Bänden und ihrer Würdigkeit, durch freiwillige Gaben unterstützt zu werden, mit Freude. Nun blieben noch zwei Stellen übrig, die als ein Ersatz im angeedeuteten Sinne wichtig schienen: das „Städtische Schulmuseum“ und das „Deutsche Schulmuseum“. Der Besuch beider lohnte nicht nur durch pädagogische Velehrungen, sondern auch darüber hinaus durch Einblicke in gewisse andre menschliche Dinge.

Auf dem Wege in die erstgenannte Sammlung kamen mir wunderliche Gedanken und Stimmungen, „Was wird's da wieder geben?“ spintifizierte ich, „wenn man in ein fremdes Museum, noch dazu in ein behördliches kommt; welches Anbrummen des Besuchers, welche thörichte Beantwortung seiner Frage nach dem, was es dort zu sehen gebe, mit der Gegenfrage, was er denn zu sehen wünsche!“ Doch ich schalt mich ängstlich und vorurteilend ungerecht und stieg dann die Treppe der 39. Gemeindeschule in der Stallackerstraße Nr. 54 hinauf. Nachdem ich im betreffenden Raum den betreffenden Beamten gefunden, trug ich ihm mit Ueberreichung meiner Visitenkarte mein Anliegen vor, das Städtische Schulmuseum zu besichtigen. Wichtig: da kam auch schon die prompte Museumsbureaufrage, was ich denn sehen wolle, ob das oder das. Endlich hatte ich doch, mit kommentmäßiger Zurückhaltung, des gegenseitigen Verdrußes, den Gesamtkatalog von 1885 mit den zwei anscheinend einzigen Nachträgen von 1886 und 1893 (also ohne die letzten sieben Jahre) in der Hand und konnte nun, auf einem Stuhl sitzend und auf den Knien stüchtige Notizen schreibend, einen Ueberblick gewinnen, ergänzt durch ein Herumblicken und durch ein paar Antworten, die ich zuletzt noch herausbelam. Also. Das Museum erschien zuerst 1876 im städtischen Etat mit 4000 M. jährlicher Dotation, wurde 1877 mit darangeschlossenen „wissenschaftlichen Vorkessungen“ u. dergl. eröffnet, erhielt 1879 die seit 1862 be-

stehende „Lehrerbibliothek der städtischen Schuldeputation“ und kam 1884 in die jetzigen Räume, wo es Mittwochs 3—4, Sonnabends 3—6, Sonntags 11—1 Uhr den hiesigen Lehrern usw. unentgeltlich zur Benutzung offen steht. Eine eigentlich öffentliche Anstalt ist es demnach nicht. Was nun die Bücheransammlung betrifft, so zählt sie jetzt etwa 15 000 Bände und ist mit möglichstem Vermeiden eines Kopfschüttelns eingeteilt in 13 Gruppen, die verschiedenen Fächer von der Theologie angefangen umfassend; die zehnte Gruppe, Pädagogik, enthält abermals viele Abteilungen und zwar wieder nach Fächern, nicht etwa nach pädagogischen Problemen eingerichtet. Sie scheint also mehr auf eine sachliche (man nennt das: wissenschaftliche) Fortbildung der Lehrer angelegt zu sein als auch eine spezifische Pflege der Pädagogik als einer Praxis und einer Theorie. Doch muß dem Betrachter immerhin z. B. der Umstand auffallen, daß die Gruppe „Philosophie“ von keinem Princip der Auswahl getragen zu sein scheint. Der Hauptbestand der Bibliothek dürfte die von Dr. Theodor Wagener geschenkte Sammlung von Reiseverken (345 Bände) sein. Handschriften scheinen nur ganz wenige vorhanden zu sein (darunter Briefe an A. S. Franke). Pädagogische Zeitschriften, alte und neue, sind etwa 7 Duzend verzeichnet; in schönen Mappen liegen 28 deutsche und 5 ausländische Journale verschiedener Art auf. Die Bücher sind schön gebunden und in netten Schränken mit genügendem Raum aufgestellt; das Zimmer und der eine den Besuchern verfügbare Tisch, entbehren nicht einer gewissen Eleganz. — Die Sammlung der Lehrmittel endlich hat gegen 1000 Nummern und macht für einen flüchtigen Ueberblick (vor einem genaueren hütete ich mich begreiflicherweise) den Eindruck, den die meisten solcher Sammlungen machen: das nämlich wenig für wirkliche „Anschauung“ und das meiste nur für „Veranschaulichung“ gethan sei. Natürlich fehlen nicht die üblichen Spirituspräparate, Rechenmaschinen und physikalische Apparate; Besonderes fiel mir nicht auf, und es war ja niemand da, dem es auf der Seele gebrannt hätte, mir das zu zeigen, was etwa von einer eignen Begeisterung gezeugt hätte. Allein keinem Menschen läßt sich zur Pflicht machen, daß ihn ein selbständiges Feuer im Herzen glühe; das schöpferisch weiter zündet. Ich schied auch ohne Groll; hatte ich doch wenige Tage vorher an einer ähnlichen und doch wieder ganz unähnlichen Stelle einen Gegenatz, gegen die dort waltende Bureaukrasie kennen gelernt, wie er zur Charakterisierung unserer und überhaupt menschlicher Dinge nicht bald besser gefunden werden kann.

Das deutsche Schulmuseum, in der 49. Gemeindeschule, Blumenstr. 63a, gelegen und Mittwochs von 3—6 Uhr geöffnet, macht für den ersten Blick einen weniger günstigen Eindruck als das städtische. Das Zimmer minder elegant, doch mit genügenden Schreibmöglichkeiten versehen, die Bücher meist weniger stattlich eingebunden und in schlichteren Kästen bedauerlich eng an einander gepreßt; und wenn mich mein Hören nicht täuschte, so haben die Herren von hier sogar an einen Respekt vor dem städtischen Schulmuseum als einer mehr auf „wissenschaftliche“ Litteratur angelegten Sammlung. Allein, was dem ersten Blick als minderwertig erscheint, erweist sich hinwieder dem weiteren Blick sofort als der Ausdruck einer unvergleichbar höheren Anlage, als die dortige ist. Hier arbeiten Menschen, denen in der That — von niemand kommandiert — ein selbständiges Feuer im Herzen glüht. Das deutsche Schulmuseum, als Eigentum des Berliner Lehrervereins eine Privatanstalt, ist auf Anregung seines jetzigen Direktors im Jahre 1876 hervorgegangen aus der Berliner Vorkessung des Jahres 1874 und von seinem Eigentümer dotiert (Aufwendung bis 1895: 6500 M.), seit 1891 mit einer jährlichen Ministerial-Unterstützung von 500 M. Die Geschenke scheinen noch zahlreicher als für die Sammlung des „Städtischen“ einzulaufen. Die Verwaltung wird unentgeltlich von Vereinsmitgliedern besorgt. Noch mehr: die Litterarische Beilage zur Pädagogischen Zeitung, das „Organ“ des Museums, läßt die bei ihr einlaufenden Recensionsbücher von den Recensenten an die Bibliothek des Museums abliefern, und dies scheint die Hauptquelle dieser Bücherei zu sein, die jetzt bereits auf mindestens 26 000 Bände angewachsen ist (ihr Katalog reicht bis zum Januar 1896). Das Princip dabei ist, die eigentlich pädagogischen Schriften möglichst vollständig zu sammeln, während die Erwerbung wissenschaftlicher Werke aus den verschiedenen Wissensgebieten mehr dem Zufall überlassen, ja teilweise grundfänglich ausgeschlossen wird. „Unsre pädagogische Bibliothek . . . soll ein Bild von der Entwicklung der Pädagogik geben, soweit sich dieselbe in der Litteratur offenbart. Ist auch das gesteckte Ziel bei weitem noch nicht erreicht, und ist auch bisher das Volksschulwesen mehr berückichtigt als andre Zweige des Bildungswesens, so wird man uns“ — soll heißen: so muß man diesen braven Leuten die Anerkennung zollen, daß nicht bald irgendwo aus reiner sachlicher Begeisterung heraus eine selbst ohne die Rücksicht auf beschränkte Mittel so hoch zu schätzende eigenartige Leistung geschaffen ist wie hier. Schon der Umstand, daß es sich im „Städtischen“ mehr um eine Fortbildungsangelegenheit für Lehrer und hier mehr um eine spezifische Vertretung der eigentlich pädagogischen Litteratur handelt, obgleich diese auch dort nicht ausgeschlossen sein will noch darf, macht das „Deutsche“ zu der bedeutungsvolleren Anstalt. Wer eigens pädagogisch arbeiten will, wird schon an der äußerlichen Gruppierung der dortigen Bücher eine Ersäuerung und an der sachlich tief dringenden Gruppierung der hiesigen Bücher eine Erleichterung seiner Arbeit finden. Hier ist das Entscheidende die Einteilung nach historischen und systematischen Motiven der Pädagogik. Jedem ihrer großen Männer aus neuerer Zeit, wie Comenius, Rousseau, Pestalozzi, Diesnerweg usw.

ist eine eigne Abteilung gewidmet; und man merkt sehr bald die Hand des Sachmanns, der mit einem durch nichts andres zu ersetzenden Sachinteresse zusammenbringt, was es nur immer an wertvollen Einzelstücken — wie namentlich alten Ausgaben, z. B. bei Rousseau — und an sachgemäßen Zusammenstellungen, aufzutreiben giebt. So sind z. B. die Streitkräften, die über Diesterwegs Angriff auf die Universtitäten (von 1836) erschienen sind, nicht nur vorhanden, und zwar anscheinend vollständig vorhanden, sondern auch neben einander eingereiht. Weiterhin ist aber, neben jener historischen Litteratur, auch die systematische Litteratur der Pädagogik ebenso sachgemäß zusammengebracht; beispielsweise sind pädagogischen Problemen wie dem der „Individualität“ ganz eigne Abteilungen gewidmet — für den Specialarbeiter auf solchen Gebieten also ein „Paradies“. Außerdem sind zahlreiche Handschriften vorhanden, namentlich Briefe von Comenius, über hundert solche von Diesterweg und dergleichen mehr. Die Lehrmittel (deren Verzeichnis erst noch angelegt werden soll) hätte ich nur bei sehr viel Zeit näher besichtigen können. Es handelt sich zumerst wieder um Veranschaulichungstafeln, in Mappen eingeordnet; unter den übrigen Gegenständen fielen mir zwei kleine chinesische Rechenmaschinen auf.

Das Publikum kann mit Recht bedauern, daß dieses Museum ebenfalls noch keine öffentliche Anstalt ist; sie hält sich vorläufig durchaus im Rahmen einer privaten Anlage für die an ihr Beteiligten, doch wird vielleicht durch eine erhoffte — und wahrlich zu wünschende — Erhöhung der staatlichen Hilfe auch die Rücksicht auf öffentliches Interesse zu erreichen sein. Und Männern gegenüber, die in dieser Weise ihre Kräfte in den Dienst einer guten Sache stellen und dies noch dazu so sachlich, so ganz aus sich heraus und schließlich mit einem solchen Entgegenkommen gegen den an ihren Interessen Teilnehmenden thun, ist es eine noch höhere als eine Bureaukratie, daß die vielen, die hier helfen könnten, nicht immer wieder Idealisten für sie arbeiten lassen. —

Kleines Feuilleton.

c. Eine Wettfahrt in die Höhe. Bei der Aufmerksamkeit, die gerade in diesen Tagen die Luftschiffahrt auf sich zieht, hat ein Bericht über die Pariser Höhen-Wettfahrt von zehn Ballons am letzten Sonntag, der im „Figaro“ veröffentlicht wird, ein ganz besonderes Interesse. Es ist das Protokoll, in dem von dem Kapitän Jacques Valsan und seinem Begleiter Louis Godard alle Phasen des erfolgreichen Aufstiegs in dem Ballon „Saint-Louis“ (3000 Kubikmeter Rauminhalt) aufgenommen wurden. Der Aufstieg erfolgte um 1 Uhr 45 Minuten von Vincennes aus. Sie warfen viel Ballast aus, und der Ballon geht sehr schnell in die Höhe. Um 3 Uhr 15 Minuten sind sie 4450 Meter hoch, über Congis; sie nehmen Sauerstoff. Um 3 1/2 Uhr sind sie oberhalb Lish in einer Höhe von 4800 Meter, nach abermaligem Auswerfen von 100 Kilogramm Ballast. Ein anderer Ballon, der „Touring Club“, ist mehr zurück und etwa 500 Meter höher. Sehr wenig zurück und tiefer befinden sich drei Ballons. Der Graf von Castillon ist vor und etwa 700 Meter tiefer. In der Ferne zurück und allein ist der Ballon „Horizon“ mit dem Grafen de la Baulz. Sie geben weiter Ballast und sind um 3 Uhr 55 5800 Meter hoch. Es bleiben ihnen noch 16 Säde, 400 Kilogramm. „Seitdem wir 5000 Meter erreicht haben, fangen wir an, uns unwohl zu fühlen. Der Puls ist von 67 auf 84 Schläge beschleunigt, die Schläfen thun uns weh, unsre Gesichter sind blaß. Wir führen ein nasses Taschentuch über die Augen und Schläfen. Unsre Schwerkraft verschleiert sich leicht. . . Jeder hat drei Ballons Sauerstoff neben sich und wir sind ausdrücklich übereingekommen, daß, wenn einem von uns eine Ohnmacht überkommen sollte, der andre Vorbereitungen zum Abstieg treffen wird. . . 4 Uhr 10: Wir sind 6200 Meter hoch und es bleiben uns 11 Säde. . . Zwei oder drei unleserliche Zeilen unterbrechen hier die Aufzeichnungen. Dann heißt es: „Die Arbeit wird schwierig. Ich kann nicht mehr schreiben und nehme mehr Sauerstoff, um mich wieder zu erholen. Jacques Valsan leidet und kann nicht mehr arbeiten, es ist ihm unmöglich zu sprechen und seinen Schlauch dem Munde zu nähern; seine Hand bleibt zehn Centimeter entfernt und sein Wille vermag nichts mehr auszurichten. Ich halte ihm lebhaft einen Schlauch hin und gebe ihm reichlich Sauerstoff. In anderthalb Minuten ist er auf den Beinen. Einige Reibungen an den Schläfen und den Händen stellen ihn völlig wieder her. Sollen wir noch steigen? Ja, versuchen wir es langsam, und passen wir sehr auf uns auf. Zwei oder drei Minuten später, es ist die Reihe an Louis Godard, sich unwohl zu fühlen. Mit dem Rücken gegen ein Tau am Rand der Gondel liegend, hat er seinen Schlauch fahren lassen und kann ihn nicht mehr nehmen. Dieselben Beschwerden, dieselben Leiden, dieselbe Unfähigkeit zu handeln. Ich bemühe mich nun um Louis Godard. . .“ Wieder kommen in den Aufzeichnungen mehrere zittrige, vollständig unleserliche Reihen. Dann folgt: „4 Uhr 18. Wir sind 6450 Meter hoch. Unsre Blässe ist etwas verschwunden, die Augen sind etwas lebhafter geworden, wir fühlen uns besser. Jeder hat einen Schlauch mit Sauerstoff im Munde und wir füllen die leeren Ballons mit dem Sauerstoff des Cylinders. Wir werfen noch zwei Säde Ballast aus. Wir lassen uns einander nicht mehr aus den Augen; das Tau des Ventils hängt zwischen uns. Wir haben drei Ballons gefüllt und verbrauchen nicht schlecht Sauerstoff. Um 4 Uhr 20 sind

wir 6000 Meter hoch. Es ist sehr kalt. Die Temperatur ist 18 bis 20 Grad unter Null. Seit langem haben wir Eis im Bart. Wir werfen noch zwei Säde aus. . . 4 Uhr 24: 6820 Meter — 4 Uhr 30: 6800 Meter. — Wir leiden alle beide und sprechen nicht mehr. Wir können ohne ernste Gefahren unmöglich fortfahren, obgleich wir noch etwa 250 Kilogramm Ballast an Bord haben, von dem wir die Hälfte auswerfen könnten. Aber es ist zu gefährlich; wir haben beide keine Kraft mehr und müssen zusammen einen Saad an den Rand der Gondel rücken. Es wird neblig vor unsrer Augen. Es ist also besser, wir lassen es dabei bewenden. . . Wir lassen den Ballon hinabgehen. Um 4 Uhr 50 sind wir auf 4500 Meter zurückgekommen, wir sind vollständig wieder hergestellt. Unsre Gesichter färben sich leicht. Wir frieren und fühlen Schmerzen in den Ohren. Um 5 Uhr 7 sind wir auf 2400 Meter gefallen. Um 5 Uhr 17 berühren wir den Boden in der Nähe des Guts Temple in der Gemeinde Poissy-Grignon, 12 Kilometer von Dormans. Der Ballon entleert sich sofort; aber wir sind müde und die Arbeit verursacht uns Mühe. Um 5 Uhr 40 schwebt der Ballon „Horizon“ über uns, ungefähr 1500 Meter hoch. Er ist in vollem Abstieg und wird etwa 10 Kilometer weiter zur Erde kommen.“ Von den zehn Ballons scheint nur einer dem „Saint-Louis“ ernstlich den ersten Platz streitig gemacht zu haben, der zuletzt erwähnte, vom Grafen de la Baulz geführte „Horizon“, der 7500 Meter Höhe erreicht zu haben scheint. Man muß indessen noch die genauen Berechnungen abwarten. —

Theater.

Lessing-Theater. Die Duse als Hedda Gabler. Die Duse zeigte sich in Ibsens seinem Drama von ihrer glänzendsten Seite. Wir wenigstens haben sie nie klüger, interessanter und bedeutender gesehen — und wir haben sie nachgerade recht oft gesehen. In der Exposition zeichnete sie klar und scharf, ohne aber mehr zu geben, als jede intelligente Künstlerin in diesem Fall geben würde. Der Schluß des ersten Akts verlagte meines Erachtens geradezu. Wenn Hedda hier von „General Gablors Pistolen“ spricht, läßt sie kalt und bewußt den Kleinbürgerlichen Privatdocenten ihre aristokratische Ueberlegenheit fühlen und schleudert ihn in die Misere seines eigentlichen Lebenskreises zurück. Dieser Moment ging in der Darstellung der Duse eindrucklos vorüber. Ihren Höhepunkt erreichte sie im zweiten Akt, nachdem Lövborg (gräßlich dargestellt) aufgetreten ist. Wie sie hier einen Augenblick das Zimmer verläßt, um sich auf das Weitersehen vorzubereiten, wie sie ihn — gleichniserisch wie eine Schlange — zum Trinken verführte, wie sie grausam über die kleine Thea triumphiert und diesen Triumph in einer fast wilden Freude genießt: das alles war glanzvoll und bedeutend. In der Scene mit Brad, in der das dreieckige Verhältniß geschlossen wird, war sie pitant und heiß, um dann wieder am Schluß des dritten Akts zur Bedeutung emporzuwachsen. Die Kraft und haperfüllte Leidenschaft, mit der sie Lövborgs Manuscript zerreißt — sein und Theas Wert — sollen ihr unversehrt bleiben. Im ganzen spielte sie die Rolle etwas italienisch, woraus man ihr natürlich keinen Vorwurf machen darf. Das heiße Weib, das sich grausam an der Nebenbuhlerin rächt, betonte sie stärker, als dem Geist der Dichtung zuträglich war. Schlimmer war es, daß hier und da lakische virtuose Mittel angewandt wurden. Bei ihrem ersten Auftritt kommt sie durch den Garten und schlägt damit dem Sinn der ersten Scenen ins Gesicht. Die Morgenbeleuchtung des Gartens gab ihr aber einen wirkungsvollen Hintergrund und damit war für die Duse die Sache entschieden. Sie versteht sich ja auch sonst in Scene zu setzen, im Leben meine ich, und ist auch hier in der Wahl der Mittel nicht ängstlich. Die Ueberreicherung der Pistole an Lövborg geschah mit theatralischer Pose und auch in ihrem Triumph über Thea spielte sie an einer Stelle so bewußt, daß durch die sonst prachtvolle Scene ein kalter Hauch ging. Schlimmer als alles aber war der effectvoll arrangierte Selbstmord zum Schluß. Wie sie da manövriert, um schließlich als schöne Leiche, dem Publikum sichtbar, aufs Kanapee zu sinken, schlug in mir die Wirkung des ganzen letzten Akts tot.

Will man die Duse beurteilen, muß man zunächst in Betracht ziehen, daß sie ihr eigner Regisseur ist. Sie spielt die Hedda als Paraderolle. Jeder Akt und jede Scene ist so arrangiert, daß sie die Bühne beherrscht. Einer Schauspielerin im Deutschen Theater beispielsweise könnte und würde das nicht gestattet werden; sie hätte außerdem Schauspieler neben sich, die sich nicht ganz so leicht wegspielen lassen, wie die Mimen der Duse, und somit hätte sie es allerdings nicht ganz so leicht, als beherrschende Schauspielerin zu erscheinen. Ferner hat sie dem Dichter gegenüber eine Selbstständigkeit, die man keinem Deutschen Schauspieler gewähren würde. Hier allerdings halten wir es mit der Duse. Wir sind in Berlin so furchtbar litterarisch geworden — natürlich nur unsrer eignen Schauspielern gegenüber. Wir haben ganz vergessen, daß der Schauspieler auch etwas auf eigne Faust und auf eigene Kosten leben will. Wenn einmal einer oder eine etwas thut, was nicht eben vorgeschrieben ist, was nicht in den Worten, aber vielleicht hinter den Worten liegt, dann ist immer gleich jemand bei der Hand, dessen litterarische Pfennigbildung sich beschwerlich fühl. Am liebsten sind mir die Klaffler, sagte mir kürzlich ein Schauspieler — da können die Autoren nichts mehr dreinreden. Das war ein Scherz, der aber einen ernststen Beigeschmack hatte. Unsre Schauspieler werden vielfach eingeengt. Mitunter genießen sie das Glück von drei Regisseuren — Autor, Direktor und dann

den, der dafür bezahlt wird, daß er sie berufsmäßig ärgert. Die Duse spielt sonderbar. Das Zerreißen des Manuskripts war beifpielsweise prachtvoll, aber — Ibsen war es nicht. Trotzdem hat hier die Duse recht. Weiter muß man ihr Augen behalten, daß sie eine Spezialität ist, eine glänzende will ich nach der gestrigen Leistung sagen, aber eine Spezialität. Was für uns vielleicht den größten Reiz hat — die alte Schnitzart nach Italien! — ist ihre königliche Geste und die südländische Pracht der Farben. Den größten Reiz, aber nicht den größten Wert. Sind wir wirklich noch nicht so weit, daß wir diese Dinge nach Gebühr einzuschätzen wissen? Haben wir noch immer nicht das Wort des Rembrandt-Deutschen begriffen, daß die exotische Farbenpracht im Grunde eine Farbenarmut ist? Sehen wir noch immer nicht, daß der deutsche Apfel mehr intime Milaneen hat, als die blendenden Gewächse des Südens? Müßten wir immer noch unsere germanische Erstgeburt für ein romantisches Schaugericht verkaufen? Ich erinnere an die unbergessene und mir untergebliebene Leistung der Frau Eysoldt im „Frühlingsopfer“. In dieser Willen von Armut und Krankheit machten keine glänzenden Farben die Sinne trinken. Trotzdem schuf Frau Eysoldt eine Gestalt von zührender Tiefe und Innigkeit — müssen wir denn ewig diese deutschen Eigenschaften für fremden Preis verkaufen? Können wir nie lernen, daß Italiens Sonne unsre Eranden nicht reißt? Tod und Teufel — wir haben Shakespeare und Rembrandt hervorgebracht und so halte ich es allerdings mit Frau Eysoldt, mit Elise Lehmann und mit der germanischen Charakterkunst. —

L. S.

Archäologisches.

— Ueber den Palast des Königs Minos von Knossos auf Kreta, der von dem englischen Gelehrten Evans aufgedeckt worden ist, wird der „Voss. Zig.“ aus Athen geschrieben: Der Palast wird von großen behauenen Steinblöcken gestützt und ist, wie die ägyptischen Königspaläste, mit hölzernen Säulen geschmückt. Beim Eintritt öffnet sich ein langer Durchgang, der die einzelnen Abteilungen des Hauptgebäudes scheidet und vielleicht den ersten Anhalt zu dem Mythos vom Labyrinth gegeben hat. Der Palast enthält eine Menge Zimmer, Lagerräume, Vorratskammern und Hallen, die in ihrer Gesamtanlage wirklich einen „höllischen“ Eindruck machen. Einer der großen Säle diente offenbar als Gerichtssaal, wo König Minos seine Rechtsprüche erteilte. Erhalten ist noch der steinerne Thron des Königs mit der Nüchternheit, die die Form eines Eichenblatts zeigt, und einer Fußbank sowie ferner Steinfiguren für die Mitglieder des Rats zu beiden Seiten des Throns. An den Wänden des Saals sind noch Spuren von Malereien sichtbar, welche Blumen und allerlei phantastische Tiere darstellen. In der Nähe des Gerichtssaals lag die Bibliothek. Die „Bücher“ bestanden aus zahlreichen Thontafeln (es sind noch über 1000 davon erhalten) von verschiedenen Formen, auf die man mit einem spitzen Griffel Zeichen einritzte. Die Tafeln waren ungebrannt und wären natürlich bald in Staub zerfallen, wenn nicht ein glücklicher Zufall sie der Nachwelt erhalten hätte. Der Palast des Minos wurde nämlich durch eine Feuerbrunst zerstört, und die rohen Ziegelplatten wurden durch die Hitze des Feuers gebrannt, so daß sie noch heute unverändert sind. Die Schrift der Thontafeln ist bisher noch nicht entziffert, doch dürfte im Lauf der Zeit auch in diese überaus wichtige Frage Licht fallen. Stammesverwand ist die ungewöhnliche Höhe der Kunst jener Zeit (1500 v. Chr. nach Evans Annahme). Eine ganze Reihe von Wandmalereien, die glücklicherweise der Zerstörung entgangen sind, schmücken die verschiedenen Räume des Palastes, historische Bilder ganz in der Art, die wir bei ägyptischen und babylonischen Denkmälern kennen gelernt haben. Diese Bilder enthüllen uns eine weit vorgeschrittene und blühende Kultur und zeigen uns eine fröhlich lebende Gesellschaft und die verfeinerten Sitten der oberen Gesellschaft. Die Gewänder der Frauen sind kostbar, die Haartracht von bewundernswürdiger Grazie, die Stidereien von großer Feinheit. Die Art, in der sie mit den Männern zusammen verkehren, an den Festlichkeiten und Vergnügungen teilzunehmen, zeigt, daß wir noch der Zeit fernstehen, wo die Frauen unter dem orientalischen Einfluß in das Frauengemach verbannt wurden. In gewissem Gegenatz dazu stehen halbnackte dargestellte Diener und Sklaven. Ferner sind an den Wandgemälden sichtbar Tierfiguren, hauptsächlich Stiere (wer erinnert sich nicht unwillkürlich der Mythe von Minotaurus?), weiterhin Vasen, die an die mykenischen Gefäße mit ihrem kräftigen Stil erinnern. Wie auf den assyrischen Reliefs, so sind auch in Knossos die Lieblingsthemata der Darstellung Aufzüge von Menschen und Tieren, die uns einen Begriff von den Festen jener Zeit, Kleidung, Sitten u. a. geben. —

Völkerkunde.

— Die Abstammung des französischen Volks. Die französischen Historiker bis auf Michelet sehen fast alle die Franzosen für eine vorwiegend keltische Rasse an. Michelet wählte dieser Rasse eine solche Lebenskraft nach, daß sie auch unter der Erniedrigung und Verfolgung ihre Sprache und Sitten beibehalten. Schon unter dem zweiten Kaiserreich machte sich aber eine Reaktion gegen die Keltomanie geltend. Justel de Coulanges verführte, die alten Gallier hätten zur Zeit Cäsars keine einheitliche Rasse gebildet. Schon damals sei das Gebiet Frankreichs von ver-

schiedenen Rassen bewohnt worden. Nach ihm kam in den letzten Jahren d'Arbois de Jubainville, der die keltischen Gallier demnach ganz aus Frankreich hinauswarf. Seiner Meinung nach waren die Gallier ein Eroberer Volk, das nur kurze Zeit vor den Römern in Frankreich eingebrochen war. Ihre Zahl war kaum größer als die der Legionssoldaten Cäsars. Unter ihrer aristokratischen Herrschaft lebten die nahe verwandten Urvölker der Iberer, von denen die heutigen Vasken abstammen, und der Liguren, die über ganz Frankreich verbreitet waren. Arbois de Jubainville begründete seine Ansicht auf ein genaues Studium der ältesten Ortsnamen Frankreichs, worunter die nachweislich keltischen Namen sehr selten sind. Dagegen findet man in Mittel- und Süd-Frankreich oft gleiche Namen wiederkehren, die weder keltischen noch lateinischen Ursprungs sein können. Sie nimmt dieser Gelehrte für die Liguren in Anspruch. Als Beispiel kam das durch Daudet bemerkt gewordene Taraseou dienen, das nicht nur an der Rhone, sondern auch in den Gebirgen des Ariège zu finden ist. Auch der Name der Garonne leitet bei zahlreichen Bächen der Provence wieder. Die Liguren zeigten allerdings nicht die Widerstandskraft der verwandten Iberer, aber ihr Typus war von dem der großgewachsenen vorbildlichen Gallier stark verschieden und dominiert noch in Frankreich. Die römische Eroberung allein kann diese Erscheinung nicht erzeugt haben. Bei den Römern genossen die Liguren Oberitaliens wenig Achtung. Sie nannten sie Ligner und Diebe. Durch eine neue Hypothese sucht nun der Historiker Camille Julian in einem interessanten Aufsatz der „Revue de Paris“, den er „Nord et Sud“ betitelt, das unangenehme Erbe der Liguren einzuschränken. Er nähert sich wieder der Vorliebe für die Kelten, die Michelet hegte, schreibt ihnen alle möglichen edlen Eigenschaften zu und vermutet, daß sie trotz ihrer kurzen Herrschaft über ganz Frankreich doch einen starken moralischen Einfluß auf die Liguren ausgeübt haben, in denen die meisten Franzosen ihre wahren Ahnen sehen müssen. „Die Gallier“, so schließt Camille Julian, „begingen nur den Fehler, zu spät in eine zu alte Welt einzutreten. Als sie ein Reich zu gründen suchten, gab es in der antiken Welt keinen Platz mehr für eine unabhängige Zivilisation und ein neues Staatswesen. Griechenland hatte alle Kräfte mit seinen Göttern und seinen Dichtern durchtränkt, Rom hatte seine Hand auf alle Länder, die etwas wert waren, und auf alle politischen Mächte, die zu leben wünschten, gelegt. Die Gallier mußten sich vor den griechischen Mythen und dem römischen Feldzeichen beugen, aber sie hatten Zeit gefunden, Frankreich ihren Charakter aufzudrücken.“ —

Humoristisches.

— Am Stammtisch. Salzberger: „Sag's amal, Herr Maier, was ist denn eigentli' aus ihre Söhn' wor'n?“
Maier: „Oh mei, do' sar ganz aus der Art g'schlag'n; der oa is a „Franziskaner' wor'n, der and'ra a „Mathäjer', oaner a „Kameliter', zwoa sar „Augustiner' und oaner sauft gar nix!“ —

— Moderne Zeitrechnung. „Wie lange find die Herrschaften verheiratet?“

„Wir haben bis jetzt 14 Dienstmädchen gehabt.“ —

— Paradox. „Wer riecht denn hier so schrecklich nach Knoblauch?“

„Nu, der Beilächendust!“ — („Jugend.“)

Notizen.

— Friedrich Nieyses „Gesammelte Briefe“ sind vom Verlag Sauer u. Zöfeler zur Veröffentlichung erworben worden; der erste Band, herausgegeben von Peter Gast und Dr. Arthur Seidl wird Anfangs November erscheinen. Die Briefe sollen mehrere Bände füllen. —

— Adolf Wilbrandts Stück „Die Toten leben“ ist vom Schauspielhaus erworben worden und wird noch in diesem Winter aufgeführt werden. —

— Hermann Sudermann hat das Aufführungsrecht vom „Güld im Winkel“ dem Schiller-Theater überlassen, wo das Stück am 12. Oktober in Scene gehen wird. —

— Im Theater des Westens werden jeden Montag Aufführungen von Musikdramen klassischer und volkstümlicher Komponisten für Schüler und Schülerinnen der höheren Lehranstalten zu ermäßigten Preisen stattfinden. Webers „Freischütz“ wird nächsten Montag den Anfang machen. —

— Eine Hochschule für angewandte Musikwissenschaft ist von Herrn Max Battke begründet worden. Der Zweck dieses Instituts ist nicht, Instrumente spielen zu lehren, sondern das in den meisten Menschen schlummernde Tonbewußtsein und dadurch tieferes Verständnis für die Musik zu wecken. —

— Die Secessions-Ausstellung wird am Sonntag geschlossen. —

— Der bekannte Wiener Chirurg Professor Eduard Albert ist in Eisenberg in Böhmen einem Herzschlag erlegen; Albert wurde 59 Jahre alt. —

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblatts erscheint am Sonntag, den 30. September.